

Wörter

PETER EISENBERG/ANGELIKA LINKE

1. Wörter als Gegenstand von Alltagsreflexion

Am Anfang ist das Wort. Das ist nicht nur im Johannes-Evangelium so, sondern auch beim Nachdenken über Sprache. Der Alltagsbegriff von Sprache – und gerade auch der von Kindern – macht sich primär an Wörtern fest, und auch in der Geschichte der professionellen Sprachreflexion kommt dem Wort eine herausragende Stellung zu.

Das Wort ist offenbar eine besonders griffige sprachliche Einheit. In der Trias der Sprachebenen *Wort – Satz – Text* erscheinen Wörter als die grundlegenden Bausteine der Sprache, in ihnen vereinigt sich eine wiedererkennbare Form mit einer bestimmten Bedeutung. Dies mag einer der Gründe dafür sein, daß das Wort oft zur sprachlichen Äußerungsform schlechthin stilisiert wird, wie dies etwa Wendungen wie „jemandem das Wort abschneiden“, „kein Wort über die Lippen bringen“, „wortkarg sein“ etc. belegen.¹⁾ Auch die Tatsache, daß die prototypischen sprachlichen Nachschlagewerke eben Wörterbücher sind, entspricht diesem Bild.²⁾ Natürlich kann man auch Wörter ihrerseits wieder zerlegen – in Laute, in Morpheme, in Silben –, doch die Bestandteile, die dann entstehen, sind im Alltagsbewußtsein von Sprache kaum präsent, sie sind, im doppelten Wortsinn, von nur geringerer Bedeutung.

Wo Wörter in Alltagskontexten zum Gegenstand von Reflexion werden, hat das häufig mit Fragen ihrer Bedeutung und Bewertung zu tun. Im ersten Fall geht es meistens um die ‚richtige‘

Bedeutung. Viele Menschen sind der Meinung, daß man die richtige Bedeutung in einem Wörterbuch nachschlagen kann. Verbreitet ist weiter die Auffassung, die ältere Bedeutung eines Wortes sei auch die richtige. Die Wortgeschichte heißt noch heute ‚Etymologie‘, was besagt, daß sie die Lehre von der ‚wahren‘ – eben der ursprünglichen – Bedeutung ist. Bei der Bewertung von Wörtern steht vieles zur Debatte, was unseren alltäglichen Umgang mit Sprache betrifft. Tageszeitungen etwa bringen regelmäßig sprachkritische Glossen, in denen sprachwissenschaftlich mehr oder weni-

ger fundierte Meinungen darüber zum Besten gegeben werden, ob bestimmte Wörter notwendig sind, ob man sie als lästige bzw. überflüssige Sprachmoden oder Anzeichen für Sprachverfall anzusehen habe, ob ein Wort etwas verschleierte oder etwas Wahres ans Licht bringe. Nicht zuletzt durch die medienwirksame Kür eines Wortes zum „Unwort des Jahres“ durch die Gesellschaft für deutsche Sprache hat diese Form der wort-orientierten Sprachkritik in den letzten Jahren denkwürdige Popularität erhalten. Auch die Diskussion über eine Rechtschreibreform ist in einer

breiten Öffentlichkeit so geführt worden, als sei es vornehmlich um die Änderung einzelner Wortschreibungen und nicht um die Neukonzeption des gesamten Regelwerks für die Rechtschreibung gegangen. Der *Keiser im Bot* erregte die Gemüter, und die Reformer hatten sich wohlweislich gehütet, hochbesetzte Wörter wie *Mai* entsprechend ihrer Systematik in *Mei* zu ändern. Das war schon bei der erstmaligen Fixierung unserer Orthographie im Jahre 1901 nicht anders. Das *th* wurde weitgehend abgeschafft, es wurde aber in einem Majestätswort wie *Thron* ausdrücklich erhalten. Dies und vieles andere zeigt, welche außerordentliche Bedeutung Wörtern bei der sprachlich-kulturellen Identitätsbildung zuerkannt wird und welches ‚Eigenleben‘ wir den Wörtern zumindest zum Teil zugestehen.³⁾

Im Alltagsverständnis von Fremdsprachen steht ebenfalls zunächst die Wortebene im Vordergrund. Man kann immerhin „ein paar Wörter“ in einer fremden Sprache, auch

wenn man sie sonst nicht beherrscht. Und man weiß, daß im Normalfall einem Wort des Deutschen ein Wort in einer anderen Sprache entspricht. Ausnahmen sind bekannt, sie bestätigen die Regel und werden gern immer wieder angeführt, etwa daß dem deutschen *gemütlich* kein englisches (kein französisches ...) Wort entspricht. Etwas Ähnliches gibt es beim Vergleich von Dialekt und Hochsprache. Auch sprachuninteressierte Deutschschweizer reden gern darüber, daß Ausdrücke wie *gäbig* und *gשמuch* eben kein rechtes Äquivalent in der Standardsprache haben. Und es gehört zum Alltagswissen, daß es Wörter gibt, die nur die Großmutter – noch – benutzt, sowie neue Wörter, die noch nicht einmal im Duden stehen. Und dann natürlich Wörter, die man nicht benutzen sollte. Manche gar nie, andere nur in bestimmten Situationen oder aber nicht bestimmten Leuten gegenüber.

2. Wörter als Gegenstand von Sprachunterricht

Diese prominente Stellung des Wortes im Sprachbewußtsein hat im schulischen Sprachunterricht keine Parallele. Das Wort als eigenständiger Gegenstand des Deutschunterrichts hat seine Hauptdomäne traditionellerweise auf der Primarstufe, wo ihm die Schülerinnen und Schüler in den Übungen zur Wortschatzerweiterung einerseits und in der meist als widrig empfundenen Wortartenlehre andererseits begegnen. Im übrigen gilt es offenbar als eine eher uninteressante, vielleicht auch als zu ‚einfache‘ Größe. Fortgeschrittener Grammatikunterricht widmet sich dem Satz und allenfalls dem Text. Damit sagen wir natürlich nicht, daß ein expliziter Umgang mit Wörtern in den Sekundarstufen I und II vermieden wird oder auch nur vermeidbar wäre. Mit Wörtern beschäftigt man sich zunächst fortwährend im Fremdsprachenunterricht. Sie tauchen hier auf als irgendwie gegebene, sich einander mehr oder weniger genau entsprechende Einheiten verschiedener Sprachen. Man muß sie Einheit für Einheit lernen, sie sich in ihrer ganzen Willkürlichkeit einprägen und in Vokabeltests abfragen lassen. Das isolierte Einzelwort steht im Vordergrund, der Gesamtwortschatz stellt sich dar als eine Anhäufung von Wortindividuen mit ihren Idiosynkrasien. Nicht zuletzt wird dieses Bild stabilisiert durch die These von der Arbitrarität des Zeichens, die uns in jeder linguistischen Einführung als Beliebigkeit der Zuordnung von Wortform und Wortbedeutung vor Augen geführt und als ein Eckpfeiler modernen linguistischen Denkens präsentiert wird.⁴⁾

Nicht viel besser geht es den Wörtern sonst in der Sekundarstufe. Im Lehrplan Deutsch für die Sekundarstufe I in Nordrhein-Westfalen beispielsweise kommt das Wort im ganzen Abschnitt ‚Bereiche des Faches‘ nur zweimal vor. Dabei geht es einmal um die Erweiterung des Rechtschreibwortschatzes (Lehrplan 1993, 45) und zweitens um Einsicht in Sprachveränderung: „Einzelne Ausdrücke erhalten in modischer Redeweise oder in der Jugendsprache eine neue Bedeutung. Im Bereich ‚Reflexion über Sprache‘ besteht Gelegenheit, über solche Prozesse des Sprachwandels gründlicher nachzudenken“ (Lehrplan 1993, 62). Und im Abschnitt zur Obligatorik von Unterrichtsinhalten heißt es für die Jahrgangsstufe 5 und 6 zum Wort ganz lapidar:

„– Bildung und Bedeutung von Wörtern untersuchen [...], Wortbausteine“, Wortzusammensetzung, -ableitung, Wortfamilie, Wortfeld“ (Lehrplan 1993, 72).

Derselbe Lehrplan fordert immer wieder und fast stereotyp, man müsse „sprachliche Formen und ihre Funktionen untersuchen“ (Lehrplan passim), aber es findet sich nichts darüber, wie Wörter funktionieren und überhaupt eine Wirkung entfalten. Man zählt einerseits auf, was es gibt (Wortfamilie, Wortfeld ...), und spricht andererseits von der Bedeutung „einzelner Ausdrücke“. Beides hat ersichtlich nichts miteinander zu tun. Die Unterrichtspraxis zeigt dann, daß man als Lehrer im allgemeinen froh ist, wenn man über einige Beispiele für Modewörter, Euphemismen, überflüssige vs. notwendige Fremdwörter usw. verfügt. Man weiß wenig darüber, wie wichtig, wie verbreitet und wie typisch solche Beispiele letztlich sind.⁵⁾

Ein Weg, solche Schwierigkeiten zu überwinden, besteht darin, sich die Bezo-genheit von Wörtern untereinander in ihrer Systematik und in ihrer Vielfalt vor Augen zu führen. Dieser Weg zum Nachdenken über Wörter ist schon deshalb unausweichlich, weil wir anders gar keinen Blick auf den Gesamtwortschatz entwickeln werden: Unser Wortschatz ist so groß, daß wir uns die Wörter gar nicht einzeln merken können.

3. Wortschätze

Jede Sprecherin und jeder Sprecher einer Sprache wie des Deutschen verfügt aktiv über tausende und passiv über zehntau-

sende von Wörtern. Kommt man in der gesprochenen Alltagssprache mit einigen tausend aus, so liegt die Zahl für das Geschriebene schon um ein Vielfaches höher (im Gesamtwerk Theodor Storms finden sich beispielsweise gut 20 000, in dem Goethes knapp 30 000 verschiedene Wörter). Ohne Schwierigkeiten verstanden werden mindestens 50 000 Wörter. Erworben wird dieser riesige Wortschatz innerhalb weniger Jahre. Man nimmt heute an, daß Kinder im Alter von zwei Jahren durchschnittlich 500 Wörter beherrschen, im Alter von fünf Jahren sind es etwa 3000. Mit der Einschulung beginnt bei den meisten Kindern eine explosionsartige Wortschatzerweiterung,

die dazu führt, daß bereits mit sieben Jahren weit über 10 000 Wörter verstanden werden.

In Sachen Wortschatz hat man allerdings nie ausgelernet. Denn im Gegensatz zum (muttersprachlichen) Erwerb der Grammatik, der an die neuronale Entwicklung des Gehirns gebunden und damit im wesent-

lichen auf die ersten sechs Lebensjahre beschränkt ist, ist der Erwerb von Wörtern (und damit der Ausbau bzw. die Veränderung des Wortschatzes) nicht auf eine bestimmte, biologisch bzw. neuronal ‚sensible‘ Lebensphase beschränkt. Wenn man sich mit der Worzebene beschäftigt, so thematisiert man damit einen per se kreativen und in spezifischer Weise dynamischen Bereich von Sprache.

Unter dem Stichwort ‚Wortschatz‘ geht es nun aber nicht nur um die Wörter in den Köpfen von einzelnen Sprechern oder Sprecherinnen, sondern auch um die Wörter bzw. den Wortschatz ‚des Deutschen‘. Und hier kommen wir zu noch eindrucksvolleren Zahlen als den bisher genannten.

Man rechnet mit ungefähr 9000 Wörtern, die morphologisch voneinander unabhängig sind. Als Grundwortschatz für Gebrauchswörterbücher, wie man sie Deutschlernern in die Hand gibt, setzt man etwa 15 000 Wörter an. Die letzte Auflage des Rechtschreibdudens hat fast 120 000 Einträge, aber selbst diese Zahl ist klein verglichen mit den Fachwortschätzen einiger naturwissenschaftlicher Disziplinen mit ihren hundertausenden von Termini.⁶⁾ Niemand beherrscht solche Wortschätze ‚aus dem Kopf‘. Daß sie möglich sind, zeigt aber, wie gewaltig die Wortbildungsmöglichkeiten natürlicher Sprachen sind, denn auch die künstlich gebildeten Wörter für fach-

*Bei der Bewertung
von Wörtern steht vieles
zur Debatte, was unseren
alltäglichen Umgang mit
Sprache betrifft.*

sprachliche und Produktbezeichnungen folgen Bauprinzipien, wie wir sie im Grundsatz genauso bei den Wörtern der Alltagssprache vorfinden.

Um zu verstehen, wie größere Wortschätze überhaupt beherrschbar sind und verwendet werden, genügt die Betrachtung des Einzelwortes nicht. Denn nicht das einzelne Wort wird – im Spracherwerb – gelernt, gewußt, verwendet und als Basis für Wortbildungen genutzt, sondern das Wort in einer lexikalischen Struktur.

Wir werden uns deshalb im folgenden mit der Frage beschäftigen, *wie Wörter untereinander vernetzt sind*. Dabei geht es wohlgemerkt um Vernetzungen, über die wir als Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen immer schon verfügen,

die uns aber im Normalfall nicht bewußt sind. Das heißt: Wir wollen Wörter so beschreiben, daß man eine Vorstellung davon entwickeln kann, wie das *Einzelwort zu anderen in Beziehung steht* und mit ihnen die Makrostrukturen des Lexikons – den *Wortschatz* – bildet. Auch auf den Aspekt der *Wortbedeutung* werden wir unter dieser Perspektive – der Perspektive der *Vernetzung von Wörtern* – eingehen.

Es ist jedoch unmöglich, auch nur annähernd alle interessanten und für den Sprachunterricht relevanten Aspekte der Vernetzung anzusprechen. Wir gehen deshalb so vor, daß

– gängige Begriffe aufgenommen und ausgefaltet werden;
– wir gleichzeitig an neuere Theorien

über das mentale Lexikon, die Speicherung und Verarbeitung lexikalischer Information anknüpfen können;

– der Basisartikel – so hoffen wir – eine Grundlage für sehr verschiedenartige, aber nicht disparate Unterrichtsgegenstände bietet.

Zu diesem Zweck gehen wir im folgenden Abschnitt 4 zunächst auf die Begriffe *Wortart*, *Wortfeld* und *Wortfamilie* ein. Dabei stellen wir das Flexionsverhalten von Wörtern in den Vordergrund und leiten daraus einen Gesichtspunkt für die *Wortartenzugehörigkeit* ab (Abschnitt 4.1). In einem nächsten Schritt thematisieren wir die *Vernetzungen von Bedeutungen* (Abschnitt 4.2) und beschäftigen uns dann mit einigen *Grundproblemen der Wortbildung* (Abschnitt 4.3).

Unter all diesen Gesichtspunkten möchten wir zeigen, welche Möglichkeiten zum Umgang mit Wörtern in den genannten Begriffen stecken, und hoffen, daß weitere Möglichkeiten von den Lesern und Leserinnen gesehen werden. Ein großer Erfolg wäre es, wenn wir neues Interesse an bekannten Gegenständen wecken könnten.

Schließlich geht es uns auch um einen Beitrag zur Klärung des Begriffes ‚Wort‘ selbst. Gerade weil die meisten Lehrpläne und Sprachbücher hier wenig explizit sind, der Umgang mit Wörtern aber von so großer praktischer Bedeutung ist, scheint uns das notwendig zu sein. So selbstverständlich, wie uns das Wort in der ‚zweiten Natur‘ der Sprache, dem Geschriebenen, als Einheit des laufenden Textes entgegentritt, verhält es sich jedenfalls nicht. Sprechen wir etwa von der Trias *Wort-Satz-Text*, so sind offenbar drei Ebenen von sprachlichen Einheiten verschiedenen Umfangs gemeint: Der Satz besteht aus Wörtern und der Text aus Sätzen. Aber schon, wenn wir Wörter im Wörterbuch ansehen, gilt ein anderer Wortbegriff. Formen wie *lag*, *Bächen*, *feines* findet man als ‚Wörter‘ in Texten, nicht aber im Wörterbuch. Beginnen wir also mit der Unterscheidung von Wort und Wortform.

4. Wortstruktur und Wörter im Kopf

4.1 Wortform, Wort, Wortart

Die auf den ersten Blick schier unendliche Vielfalt von Wortformen, die im laufenden Text aneinandergereiht sind, reduziert sich wesentlich, wenn wir die Formen genauer betrachten. *Tischen*, *Tisches*, *Armes* sind verschieden, aber die beiden ersten haben einen Teil gemeinsam (*Tisch*), ebenso die beiden letzten (*es*). Wir können mit einfachen Mit-

teln zeigen, daß *es* sich bei *Tisch* in den beiden ersten Formen um ‚dieselbe Einheit‘ handelt (nämlich einen bestimmten Stamm) und bei *es* ebenfalls (nämlich die Endung des Genitiv Singular).

Im Deutschen flektieren die Wörter aus den drei großen Wortarten Substantiv, Verb und Adjektiv, und der weitaus größte Teil von ihnen flektiert regelmäßig, indem einem Stamm eine Endung hinzugefügt oder eben nicht hinzugefügt wird: *Tisch – Tisches – Tische – Tischen* genau so wie *Arm – Armes – Arme – Armen*. Der gemeinsame Bestandteil, der Stamm, hält die Menge von Wortformen formal und semantisch zusammen. Wenn wir sagen, die Wortformen hätten denselben Stamm, dann meinen wir, daß sie dieselbe (oder fast dieselbe) Form gemeinsam haben (z. B. *Tisch*) und daß diese in allen Wortformen, in denen sie vorkommt, dasselbe bedeutet.

Wir haben also gute Gründe, Wortform und Wort zu unterscheiden. Wortformen sind die Einheiten im laufenden Text (Flexionsformen). Wörter sind Mengen von Wortformen, die denselben Stamm haben und deshalb zusammengehören. In einem Wörterbuch sind Wörter verzeichnet, wobei ein Wort in der Regel repräsentiert ist durch seine Grundform. Charakteristisch für die Flexionssuffixe ist, daß sie ganz rechts in den Wortformen auftauchen. Ableitungssuffixe wie *ung* (vgl. auch Abschnitt 4.3) können nur links, nicht aber rechts von Flexionssuffixen stehen (*Heil-ung-en*, niemals *Heil-en-ung*). Diese Eigenschaft von Flexionssuffixen ist wichtig, weil sie so immer in derselben Weise – also regelmäßig – an einfache wie komplexe Stämme treten können.

Daß die weitaus meisten Wörter regelmäßig flektieren, ist für unseren Zusammenhang besonders wichtig. Es bedeutet nämlich, daß die Flexion in gewisser Weise vom einzelnen Stamm unabhängig ist. Jeder (etwa aus Anglizismen) neu gebildete Verbstamm flektiert schwach (*jobben, faxen, biken*), jedes Substantiv auf *ung* ist ein Femininum mit *en*-Plural, und jedes Maskulinum auf *er* hat einen endungslosen Plural. Deswegen sagen wir z. B. *die Computer, die Container*, obwohl der Plural im Englischen mit *s* gebildet wird (*computers, containers*), was wir bei anderen Anglizismen wie etwa *Job (Jobs)* oder *City (Cities/Citys)* übernehmen.

Die relative Getrenntheit der Flexionsendungen vom Einzelstamm hat eine ganze Reihe psycholinguistischer Korrelate. Es gibt vielfältige Befunde, die zeigen, daß bei der Speicherung und Verarbeitung von Wortformen auf Stämme und Flexionsaffixe getrennt zugegriffen werden kann, z. B.:

1. Einer Versuchsperson werden erfundene, aber strukturell mögliche Substantivstämme vorgelegt mit der Bitte, ihnen eine Pluralendung und einen Flexionstyp zuzuordnen, z. B. *das Ket, die Pucht, der Knolk*. Verschiedene Versuchspersonen machen dann weitgehend übereinstimmende Aussagen darüber, wie solche sog. Pseudowörter zu flektieren sind (Köpecke 1993).

2. Im Erstspracherwerb werden endungslose Einheiten – also solche mit dem Umfang von Stämmen – vor Einheiten mit Flexionsendungen verwendet. Das gilt vielfach sogar bei Verben, bei denen ja die Grundform eine Endung hat. Kinder verwenden also häufig Formen wie *lauf, sag, sitz vor laufen, sagen, sitzen*. Umgekehrt gehen bei traumatisch bedingter Aphasie suffigierte Flexionsformen zuerst verloren (Szagun 1986; Höhle 1995; Teuber 1996).

3. In vielen Typen von Versprechern werden Flexionsendungen abgetrennt und an falsche Stämme gehängt oder gar die Stämme vertauscht, z. B. englisch *he go backs* statt *he goes back*, deutsch *Die Mutter liebt das heime Traut* (Leuninger 1993; Materialsammlung in Wiedemann 1992).

4. In Worterkennungsexperimenten werden regelmäßig flektierte Wortformen genau so schnell erkannt wie nichtflektierte (z. B. *schnelles* vs. *schnell*). Dagegen wird für die Evaluierung unregelmäßiger Formen mehr Zeit benötigt (z. B. *dachtest* vs. *denkst*, zum Überblick Günther 1989).

In der Psycholinguistik hat man versucht, aus Befunden dieser Art Schlüsse auf die Speicherung von Wörtern im Kopf abzuleiten. Insbesondere ist angenommen worden, daß für ein Flexionsparadigma mit einem Stamm dieser Stamm auch nur einmal gespeichert sei und nicht etwa alle Flexionsformen. Die einzelnen Flexionsformen würden gebildet, wie sie bei der Sprachproduktion und -analyse gebraucht werden. Wortstrukturelle Eigenschaften wie die Unterscheidung von Stämmen und Flexionssuffixen hätten damit ein einfaches psycholinguistisches Korrelat, und es wäre zu einem guten Teil erklärt, warum wir im allgemeinen problemlos mit der großen Zahl von Wortformen im Kopf zurecht kommen. Aus linguistischer Sicht genügt vorerst die Feststellung, daß es große Klassen von Wortformen gibt, die sich gleich verhalten. Sie bilden Klassen, die wir mit grammatischen Kategorien kennzeichnen wie ‚Genitiv‘ (die Klasse aller Genitivformen) oder ‚Präteritum‘ (die Klasse aller Präteritumsformen). Einer solchen Klasse anzugehören bedeutet, sich in bestimmter Hinsicht so zu verhalten wie die übrigen Elemente der Klasse auch.

Einen Schritt weiter in derselben Richtung machen wir, wenn wir nach den Wortformen nun die Wörter selbst betrachten. In einer Sprache wie dem Deutschen kann ein Wort in dem Sinne, wie er oben erklärt wurde, mehrere Wortformen umfassen, nämlich seine Flexionsformen. Danach haben genau die Wörter mehrere Wortformen, die flektieren, das sind die Substantive, Verben, Adjektive und Pronomina/Artikel. Nichtflektierbar sind Adverbien, Konjunktionen, Präpositionen und Partikeln. Solche Wörter haben also genau eine Wortform.

Mit der Einteilung der Wörter nach Wortarten sind wir erneut dabei, Klassen zu bilden. Und wieder ist die Grundlage der Klassenbildung, daß sich Wörter in bestimmter Hinsicht gleich verhalten. Jedes Sprachbuch definiert etwa ein Substantiv als etwas, was einen Artikel nehmen kann, und umgekehrt einen Artikel als etwas, was bei einem Substantiv stehen kann. Ein Verb nimmt ein Subjekt (und möglicherweise Objekte), eine Präposition regiert einen Kasus (oder mehrere), eine Konjunktion leitet einen Nebensatz ein oder verbindet Sätze usw. Sehen wir genauer hin, dann stellen wir fest, daß die Wortarten weiter in Teilklassen aufgeteilt werden können. Alle Substantive können mit einem Artikel stehen, aber manche müssen es nicht (*Milch ist gesund*, aber **Stuhl ist kaputt*), es gibt transitive und intransitive Verben, nebenordnende und unterordnende Konjunktionen. Manche Adjektive können nur attributiv stehen (*der mutmaßliche Täter*), manche nur prädikativ (*Meine Tochter ist fit*). Ob wir eine besondere Wortart ‚Numeralia‘ ansetzen, ob wir Pronomina und Artikel zu einer Wortart ‚Artikelwörter‘ zusammenfassen: Das sind Fragen, die danach entschieden werden, was wir über das Verhalten der Wörter wissen. Welche ihrer Eigenschaften sind typisch? Sind Gemeinsamkeiten bestimmter Art wichtig oder unwichtig? Die ganze Wortarten-Debatte lebt von der Erörterung dieser Frage, d.h. sie thematisiert Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Wörtern, sucht nach der strukturellen wie nach der Ordnung der Wörter im Kopf.⁷⁾

Die große Zahl der Wortformen und der Wörter in einem Wortschatz läßt sich in vergleichsweise wenige Grundtypen nach ihrem Flexionsverhalten und ihrer Kombinatorik reduzieren. Wortformen und Wörter sind untereinander durch Beziehungen des Typs „x verhält sich wie y in Hinsicht auf ...“ vielfach vernetzt. Jeder praktische Umgang mit Wortformen und Wörtern wird erleichtert, wenn man sich bewußt macht, in welcher Hinsicht sie sich gleich oder nicht gleich verhalten.

	für 1 Person	gepolstert	mit Armlehnen	leicht beweglich
Stuhl	+	+/-	+/-	+
Sessel	+	+	+/-	+/-
Sofa	-	+	+/-	-
Bank	-	+/-	+/-	-
Hocker	+	+/-	-	+

Abb. 1: Vernetzung von Wörtern, hier: einiger Sitzmöbel

4.2 Wortbedeutung und Bedeutungsvernetzung

Was wir im vorausgehenden Abschnitt über das Verhalten von Wörtern mit Blick auf ihre Formen ausgeführt haben, beziehen wir jetzt auf ihre Bedeutung. Auch in Hinsicht auf ihre Bedeutung stehen Wörter nicht unverbunden nebeneinander, sondern sind vielfach vernetzt.

- Bedeutungsrelationen

Die aus unserem Alltagsumgang mit Bedeutungen vielleicht vertrautesten Relationen sind die von Gleichheit und Gegensatz, die auch die Basis vieler Wortschatzübungen bilden. Andere Bedeutungsrelationen, vor allem solche, die sich auch in den Dimensionen logischer Kalküle beschreiben lassen, haben Eingang in sprachliche Intelligenztests gefunden. Wir wollen hier nur exemplarisch auf einige Relationen eingehen:

(1) *Synonymie* (absolute Bedeutungs-gleichheit) gibt es – der Verheißung von Synonymwörterbüchern zum Trotz – nur sehr selten, was sich aus sprachökonomischen Gründen auch leicht erklären läßt. Kandidaten wären allenfalls *anfangen-beginnen* oder *Metzger-Schlachter-Fleischer*, wobei aber zumindest für das zweite Beispiel die regionale Bindung der Wörter berücksichtigt werden muß. Andere Synonyme weisen stilistische Unterschiede auf (*Ebefrau, Gattin, Gemablin*) oder entstehen aus dem Nebeneinander von Fachsprache und Alltagssprache (*Füchsin-Fähe*) – und es sind in diesen Fällen gerade diese Unterschiede, die den Sinn und Zweck eines Nebeneinanders von ‚gleichbedeutenden‘ Wörtern begründen. Häufig sprechen wir auch von Synonymen, wenn wir bestimmte Formen der (2) *Bedeutungs-ähnlichkeit* meinen. Hierunter fallen Be-

deutungsreihen wie *klappern-scheppern-rasseln* oder *Schüssel-Schale-Becken* etc.

(3) Die Beziehung der *Komplementarität* (*tot-lebendig, männlich-weiblich*) verbindet Bedeutungen paradoxerweise über die Beziehung der Gegensätzlichkeit: Wenn das eine zutrifft (*lebendig*), ist das andere (*tot*) ausgeschlossen. Auf diese Weise sind komplementäre Bedeutungen letztlich sehr eng verknüpft. Ähnliches gilt für die (4) Beziehung der *Antonymie* (*hell-dunkel, groß-klein*), die quasi eine schwächere Form der Komplementarität darstellt: Das antonyme Bedeutungspaar fixiert die ‚Endpunkte‘ einer Skala, die diese Endpunkte gleichzeitig miteinander verbindet. Dabei gilt auch hier, daß die eine Bedeutung (*hell*) ihr Antonym (*dunkel*) ausschließt (und es damit in gewisser Weise auch wieder ‚mitmeint‘). Im Gegensatz zu komplementären Begriffspaaren, die einen ‚Bedeutungsraum‘ völlig abdecken, sind jedoch neben einem Antonymenpaar weitere Wortbedeutungen möglich, sozusagen als weitere Punkte auf der Skala, also etwa *halbdunkel* oder *lauwarm*. Eine spezifische Form der Vernetzung von Bedeutungen ergibt sich bei antonymen Wortpaaren außerdem daraus, daß meist die eine Bedeutung die markierte (die besondere), die andere die unmarkierte (die üblichere, allgemeine) ist. Das unmarkierte Wort kann auf die Skala als ganzes verweisen und in diesem Sinn auch ‚neutral‘ verwendet werden, das markierte Wort normalerweise nicht: Man wird gewöhnlich nach der *Länge* eines Teppichs, nach der *Größe* einer Person fragen und nicht nach *Kürze* oder *Kleinheit*,⁸⁾ wobei es dann auch durchaus möglich ist, auf die Frage „Wie lang ist der Teppich?“ zu antworten: „Er ist leider ziemlich kurz“ – *lang* ist gegenüber *kurz* die unmarkierte Form.

Wie schon die wenigen Beispiele vermuten lassen, sind Bedeutungsrelationen zwischen Wörtern nicht ganz unabhängig von deren Wortartenbindung. Adjektive bzw. ‚adjektivische Bedeutungen‘ scheinen eher über Antonymie und Komplementarität vernetzt als die bei Substantiven der Fall ist, während die klassischen Beispiele für Gruppen von Synonymen bzw. bedeutungsähnlichen Wörtern meist auf Nomina oder Verben zurückgreifen. In jedem Fall dienen Bedeutungsrelationen aber nicht nur dazu, das Verhältnis von einzelnen Wortpaaren zu klären, sondern dazu, den Wortschatz insgesamt zu strukturieren bzw. ihn zu parzellieren und in Felder aufzuteilen. Auf solche lexikalischen Felder wollen wir im folgenden etwas ausführlicher eingehen.

- Wortfeld: Vernetzung über Merkmale

Bedeutungsähnliche Wörter sind über die Dimensionen ‚Gleichheit‘ und ‚Verschiedenheit‘ aufeinander bezogen: Ein *Kanal* führt Wasser wie ein *Bach*, ist aber bedeutend größer als ein solcher, da auf ihm auch Schiffe fahren können, wie dies bei einem *Fluß* der Fall ist, wobei der *Fluß* aber ein natürlicher, der *Kanal* hingegen ein künstlicher Wasserlauf ist. Wenn wir Bedeutungsrelationen auf diese Weise zu erklären versuchen, so nützen wir dabei die Zusammengesetztheit (Kompositionalität) von Bedeutungen aus: Wortbedeutungen erscheinen uns hier als *Bündel* von *semantischen Merkmalen*, und die Vernetzung von Wörtern erfolgt über den Vergleich dieser Merkmale. So betrachtet (d.h. merkmalssemantisch betrachtet) läge also genau dann Synonymie vor, wenn zwei Wörter über identische semantische Merkmale verfügen. Wörter, die ein oder mehrere wichtige Merkmale gemeinsam haben, sich aber gleichzeitig in einem Teil dieser Merkmale oder in zusätzlichen Merkmalen unterscheiden, sind zumindest bedeutungsähnlich: Sie bilden ein Wortfeld. Dies gilt etwa, wie oben schon angedeutet, für die Gewässerbezeichnungen, aber z. B. auch für die Bezeichnungen für Sitzmöbel (vgl. Abb. 1).

Der Begriff des „Wortfeldes“ und die entsprechenden graphischen Darstellungen suggerieren allerdings ein reines Nebeneinander und damit eine quasi ‚eindimensionale‘ Vernetzung von Bedeutungen, was zu einer reduktionistischen Betrachtung führt und allenfalls verdeckt, daß Bedeutungen oft auch hierarchisch vernetzt sind, wie dies etwa im ‚klassischen‘ Verhältnis von Ober- und Unterbegriff deutlich wird (*Gewässer* gegenüber *Fluß/Kanal/See*, *See* wiederum gegenüber *Baggersee/Stausee/Bergsee*, *Sitzmöbel* gegenüber *Sessel*).

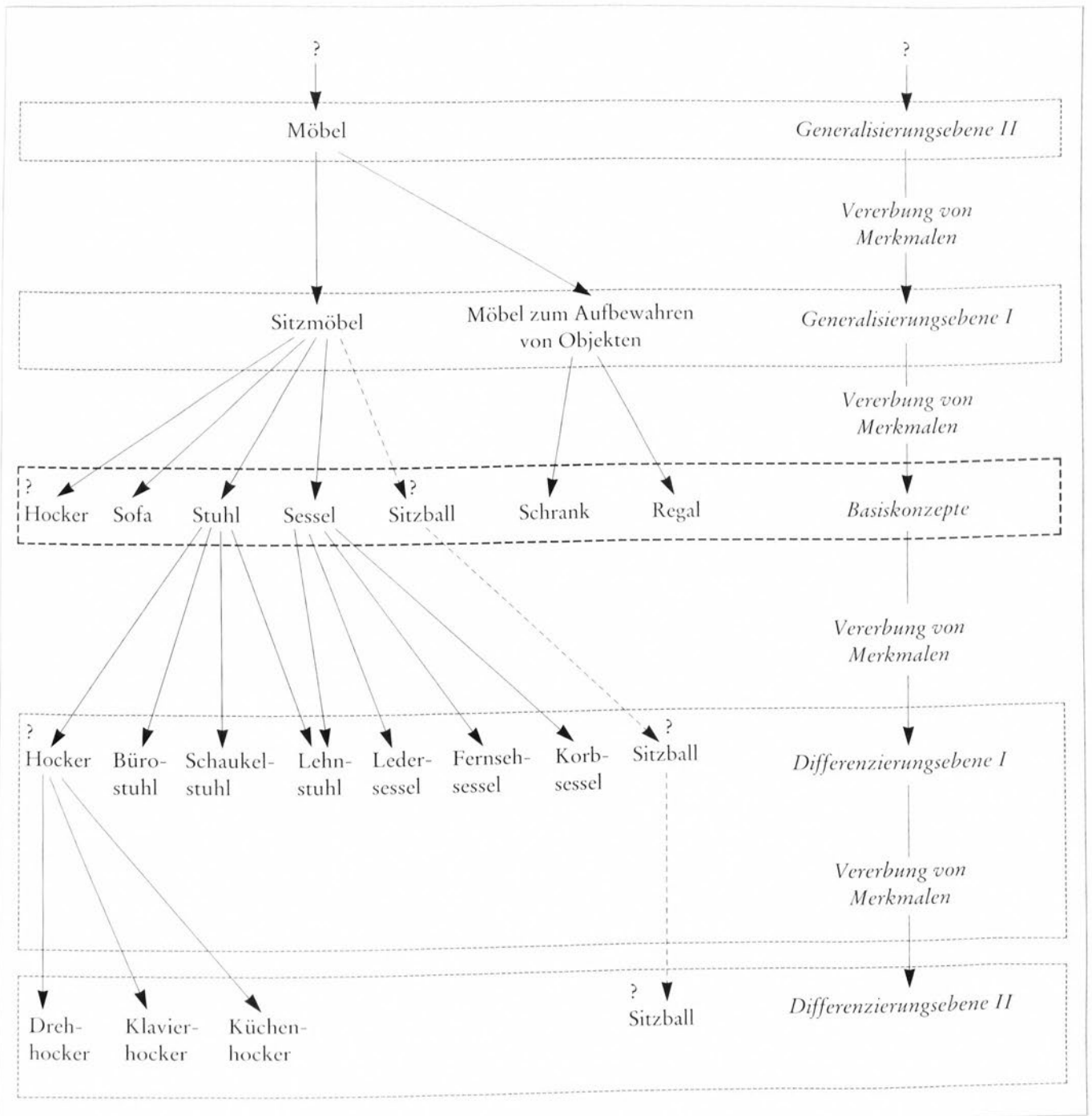


Abb. 2: Oberbegriffe sind merkmalsärmer, Unterbegriffe merkmalsreicher

Stuhl/Sofa etc.). Dabei läßt sich auch dieses Verhältnis merkmalssemantisch erfassen: Oberbegriffe sind stets merkmalsärmer, Unterbegriffe merkmalsreicher – sie ‚erben‘ die Merkmale ihrer Oberbegriffe und reichern diese Merkmalsmenge durch zusätzliche Merkmale an (vgl. Abb. 2).

Wir können Wortbedeutungen also unter Umständen in mehreren Hierarchieebenen ordnen. Die hierarchische Vernetzung lexikalischen Wissens zeigt sich auch in entsprechenden Tests: Auf das Reizwort *Stuhl* (chair) assoziierten Testpersonen⁹⁾ am häufigsten *Tisch*, d. h.

einen Begriff derselben Hierarchieebene, ebenfalls sehr häufig genannt wurden *Möbel* – damit also ein Oberbegriff – und *Hocker* (stool), ein Unterbegriff. (Wobei zumindest für das Deutsche wohl nicht eindeutig zu entscheiden ist, ob *Hocker* zu *Stuhl* in einem Neben- oder Unterordnungsverhältnis steht, vgl. Abb. 2.)

Interessant ist nun, daß zumindest mit Blick auf den Alltagswortschatz nicht alle der möglichen Hierarchieebenen gleich relevant erscheinen. Dies läßt sich durch einfache Tests belegen. Fordert man SchülerInnen auf, die Möbel zu benennen, die auf einer Photographie eines

durchschnittlichen Wohnzimmers erkennbar sind, wird die Antwort vermutlich lauten: ein Tisch, drei Stühle, ein Schrank, ein Sessel, ein Sofa etc. Es ist weniger wahrscheinlich, daß ein Sessel in diesem Fall bereits differenzierend als ‚Fernsehsessel‘ beschrieben wird (auch wenn es sich erkennbar um einen solchen handelt) oder daß – Stühle, Sessel und Sofa zusammenfassend – generalisierend von ‚fünf Sitzmöbeln‘ gesprochen wird. Die Ebene, auf der sich die alltägliche, allgemeine Benennung und Identifikation von Gegenständen vorzugsweise bewegt, ist die der sogenannten Basiskonzepte

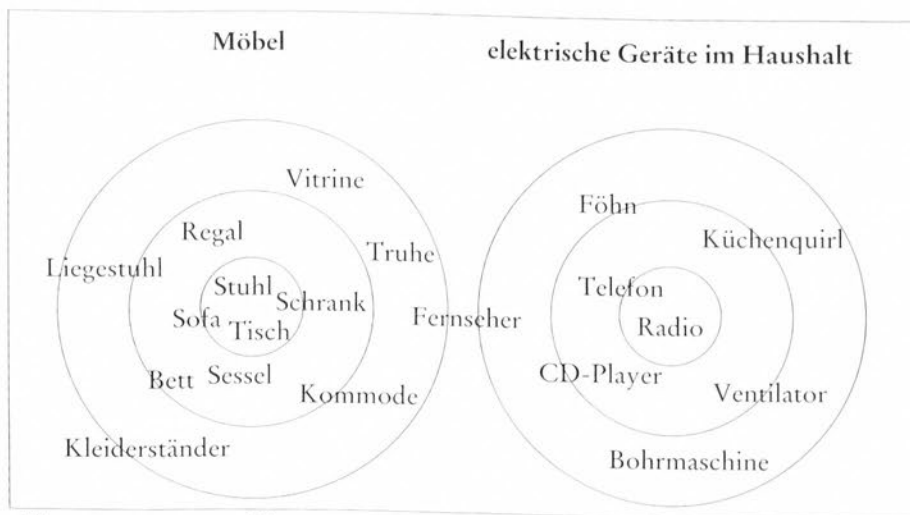


Abb. 3: Prototypenmodell

(auch: Primärbegriffe). Die Merkmalsbündel der entsprechenden Wortbedeutungen lassen sich als in semantischer Hinsicht ökonomisch verstehen: Es handelt sich um eine für normale Informations- und Differenzierungsbedürfnisse hinreichend große Merkmalsmenge, die andererseits aber auch nicht so umfangreich ist, daß sie die Anwendbarkeit des sprachlichen Ausdrucks zu sehr einschränken würde. Allerdings ist es durchaus nicht in jedem Einzelfall möglich, eindeutig zu entscheiden, ob ein Begriff auf der Ebene der Basiskonzepte anzusiedeln ist oder bereits einer merkmalsreicheren Differenzierungsebene zugehört (im Beispiel in Abb. 2 gilt das etwa für *Hocker* und *Sitzball*), auch sind nicht alle möglichen Differenzierungs- oder Generalisierungsebenen in gleicher Weise begrifflich erfaßt (vgl. etwa *Sitzmöbel* vs. *Möbel zum Aufbewahren von Gegenständen*).

– **Prototyp: Vernetzung über Typikalität**

Während die Merkmalssemantik also die Vernetzung von Bedeutungen über einzelne Bedeutungskomponenten erklärt, versucht die sogenannte Prototypensemantik die Vernetzung von Bedeutungen ‚ganzheitlicher‘ zu erfassen: Zentrale Konzepte sind hier das der Typikalität bzw. des ‚Prototyps‘. Die Frage ist also nicht mehr, welche gemeinsamen Merkmale z. B. die verschiedenen Bezeichnungen für *Möbel* auszeichnen bzw. aufgrund welcher Merkmale sie sich untereinander differenzieren lassen, sondern die Frage ist nun, welches Möbelstück ein besonders typisches (eben prototypisches) Möbel ist und wie nah oder fern andere Möbel diesem Prototyp stehen. An diesem Punkt ergibt sich automatisch eine gewisse Hierarchie: *Stuhl* oder *Tisch* sind ‚typischere‘ Möbel als *Truhe* oder *Vitrine*, und bei *Kleiderständer* oder

Fernseher kann man sich bereits streiten, ob das überhaupt noch Möbelstücke sind. Mögliche Äußerungen wie „Ein Fernseher ist ja doch auch eine Art Möbelstück und sollte deshalb ein ansprechendes Äußeres haben“ verweisen auf eine zwar nur geringe, aber doch existente ‚Möbelhaftigkeit‘ des Fernsehers, oder, anders formuliert, sie konstatieren eine wie auch immer beschränkte *Ähnlichkeit* eines Fernsehers zu anderen Möbelstücken bzw. zu prototypischen Möbeln. Ähnlichkeit¹⁰⁾ definiert sich hier allerdings nicht über gleiche oder verschiedene Merkmale, sondern über das globalere Konzept der ‚Gestalt‘.

Im Gegensatz zu graphischen Umsetzungen merkmalssemantischer Modelle, die die Vernetzung von Bedeutungen in Form von Tabellen oder stammbaumartigen Darstellungen wiedergeben (vgl. Abb. 1 und 2), lassen sich Prototypenmodelle am ehesten durch Darstellungen wie in Abb. 3 erfassen: Im Zentrum der Graphik – im Kern – steht der Prototyp (bzw. zwei oder mehrere prototypische Vertreter), während die mehr oder weniger typischen Vertreter in mehr oder weniger Distanz zu diesem angeordnet und die besonders ‚zweifelhaften‘ Repräsentanten des Typs in die Peripherie gerückt sind. Dies kann dann auch zur Folge haben, daß solche peripheren Repräsentanten bereits in die Nähe zu einem anderen Prototyp geraten und damit zu Grenzgängern werden (vgl. Abb. 3).

– **Frame und Script: Vernetzung über (außersprachliche) Kontexte**

Wie psycholinguistische Experimente zeigen, können Wörter aber auch ganz unabhängig von ihrer semantischen Struktur rein über außersprachliche Kontexte vernetzt sein: Versuchspersonen, die ent-

scheiden müssen, ob das zweite Wort eines ihnen präsentierten Wortpaares ein Wort ihrer Muttersprache ist, treffen diese Entscheidung viel schneller, wenn sich die beiden Wörter einem *gemeinsamen außersprachlichen Kontext* zuordnen lassen (wie etwa bei *Kellner – Speisekarte*), als wenn dies nicht möglich ist (wie bei *Kellner – Nähmaschine*). Im positiven Fall wird also durch das zuerst präsentierte Wort ein bestimmter Ausschnitt von Weltwissen ‚aktiviert‘, der auch den durch das zweite Wort bedeuteten Gegenstand oder Sachverhalt umfaßt – das Erkennen des entsprechenden Wortes bzw. das Verstehen seiner Bedeutung ist damit in gewisser Weise vorbereitet.¹¹⁾ Mit Blick auf solche in Umfang und ‚Füllung‘ relativ fixen Wissensbestände werden meist zwei Typen bzw. Gruppen unterschieden: (a) Wo es sich um eher statisch organisierte Wissensbestände handelt, also etwa um das Wissen, welche Gegenstände und Personen in einem Restaurant, in einer Kirche, auf einem Spielplatz zu erwarten sind, spricht man von *Frame*, während man (b) bei prozessual organisierten Wissensbeständen – etwa dem Wissen über den normalen Ablauf eines Restaurantbesuchs, eines Gottesdienstes, einer Konsultation beim Arzt etc. – von *Scripts* spricht.¹²⁾

Fremdsprachenlehrwerke orientieren sich beim Aufbau von Lektionen häufig an solchen Frames und Scripts („Auf dem Bahnhof“, „Ein Restaurantbesuch“) und fördern damit eine entsprechende Vernetzung des jeweils zu lernenden Vokabulars.

Zwei Anmerkungen:

Wir haben uns bei den bisherigen Ausführungen zur Bedeutung von Wörtern sowohl (a) eine gewisse konzeptuelle Ungenauigkeit als auch (b) eine gewisse Beschränkung erlaubt, beides wollen wir zumindest kurz ansprechen:

(a) Die Ungenauigkeit liegt in der mangelnden Differenzierung zwischen Sprache und Welt bzw. zwischen „Wortwissen“ und „Weltwissen“, d. h. in der mangelnden Unterscheidung einer Ebene der sprachlich-semantischen und einer Ebene der außersprachlich-konzeptuellen Bedeutung. Die Grenzen verwischen hier sehr leicht, und es ist schnell einmal nicht mehr klar, ob man nun von Tischen und Stühlen (als Dingen in der Welt) oder von der Bedeutung der Wörter *Tisch* und *Stuhl* spricht, bzw. ob es um kognitive Konzepte (und kognitive Merkmale) oder um Wortbedeutungen (und um semantische Merkmale) geht.¹³⁾ Es gibt auch semantische Theorien, die diese Unterscheidung ganz bewußt aufheben,¹⁴⁾ also nicht mehr zwischen konzeptueller und semantischer Ebene differen-

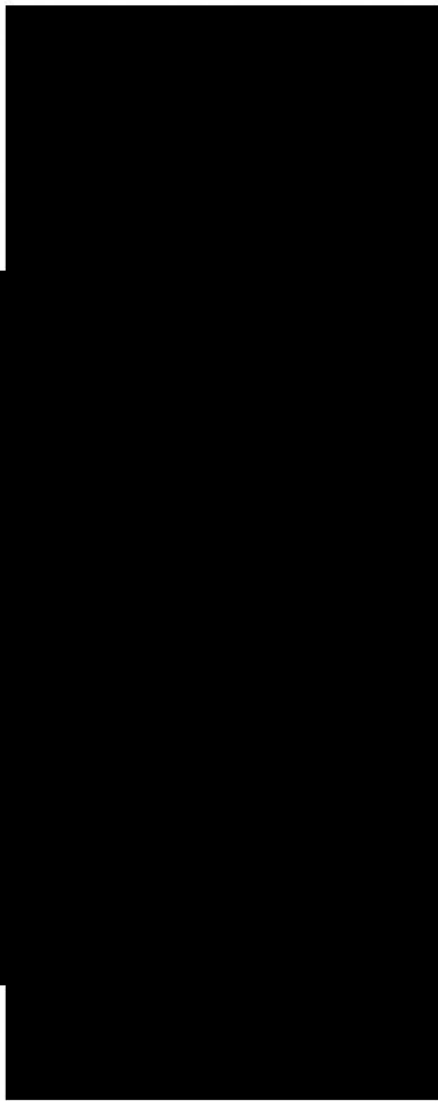
zieren; die entsprechende linguistische Diskussion ist jedoch kontrovers und nicht abgeschlossen.¹⁵⁾ Der hier im Vordergrund stehende Aspekt der Vernetzung unseres Wortschatzes wird durch die genannte Ungenauigkeit allerdings nicht grundsätzlich tangiert – es bleibt aber im Einzelfall oft unscharf, ob wir diese Vernetzung auf der rein sprachlichen Ebene festmachen oder nicht.

(b) Wir haben uns bisher – und werden dies auch im folgenden tun – nur mit bestimmten Klassen von Wörtern beschäftigt, nämlich mit Wörtern wie *Tisch*, *sagen* und *schnell*, nicht aber mit Wörtern wie *der*, *weil* oder *auf*. Dies hat damit zu tun, daß die formalistische, für eine Schriftkultur durchaus praktikable Wortdefinition: *Alles, was zwischen zwei Abständen steht, ist ein Wort* insofern unzureichend ist, als sie keine Rücksicht darauf nimmt, daß vor allem in einem Alltagsverständnis von Sprache die Bedeutung ein zentrales Merkmal von ‚Worthaftigkeit‘ ist und wir folglich ‚bedeutungsarme‘ Wörter (wie etwa Konjunktionen) als relativ peripher empfinden. In diesem Sinn sind die sogenannten Vollwörter oder Autosemantika (hierher gehören in erster Linie die Substantive, Verben und Adjektive) prototypischere Wörter als die sogenannten *Funktionswörter* bzw. *Synsemantika*, zu denen man in erster Linie Konjunktionen und Präpositionen, aber auch Pronomina, Artikel und bestimmte Adverbien rechnet. Daraus ist nun natürlich nicht automatisch zu schließen, daß sich ein PRAXIS DEUTSCH-Heft zu „Wörtern“ nicht mit Funktionswörtern beschäftigen mußte. Ausschlaggebender ist, daß es sich dabei um eine kleine und geschlossene Gruppe von Wörtern handelt, so daß dem hier ins Zentrum gestellten Aspekt der Vernetzung von Wörtern untereinander mit Blick auf die Funktionswörter tatsächlich weniger Relevanz zukommt.

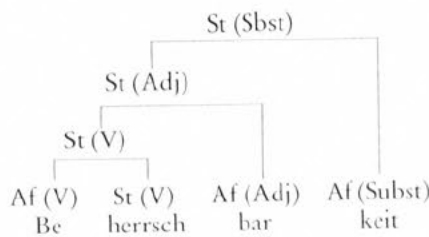
Was über die Bedeutung gesagt wurde, hat seine Entsprechung auf der Formseite. Die Autosemantika bilden offene Klassen von Wörtern vor allem deshalb, weil sie an produktiven Wortbildungsmustern beteiligt sind.

4.3 Wortbildung

Die weitaus meisten Wörter des Deutschen sind morphologisch komplex in



dem Sinne, daß sie neben dem Stamm Wortbildungsaffixe (Präfixe oder Suffixe, ‚Wortbausteine‘) enthalten. Die Zahl der Stämme im Deutschen beträgt einige Tausend, die Zahl der Wortbildungsaffixe dagegen nur etwa 200. Der Aufbau der Wörter aus relativ wenigen, immer wieder verwendeten Grundbausteinen liefert einen weiteren Teil der Erklärung für die Beherrschbarkeit großer Wortschätze. Aber wie sind die Wörter mit ihren Bausteinen organisiert, wie stellt sich eine Ordnung der Wörter untereinander und zu ihren Bestandteilen her? Meist wird angenommen, daß morphologisch komplexe Wörter eine Konstituentenstruktur haben, die das Verhältnis der Bestandteile zueinander beschreibt.



Ein Verbstamm *herrsch* bildet mit dem Präfix *be* den Verbstamm *beherrsch*, dieser mit dem Suffix *bar* einen Adjektivstamm *beherrschbar*, und mit dem Suffix *keit* wird daraus schließlich der Substantivstamm *Beherrschbarkeit*.

Eine derartige Beschreibung ist unproblematisch, solange man sie als rein kombinatorische versteht. Das Suffix *bar* beispielsweise verbindet sich mit Verbstämmen bestimmter Art und bildet Adjektive: *trennbar*, *begehrbar*, *sagbar*, *reparierbar*. Mit einer solchen Beschreibung von *bar* können wir etwa feststellen, warum *blaubar*, *morgenbar* und *tellerbar* keine möglichen Wörter des Deutschen sind, wohl aber *entstaubar*, *bedeckbar* und *versuchbar*, obwohl wir auch diese vielleicht noch nie gehört haben.

Der Teil der Grammatik, mit dem wir uns gerade befassen, heißt nun im allgemeinen nicht einfach Morphologie (d. h. Lehre von der [Wort-]Struktur), sondern er heißt Wortbildungsmorphologie oder einfach Wortbildung. Es geht offenbar nicht so sehr um die Struktur von Wörtern als um die Art und Weise, wie sie gebildet werden. Was aber ‚Bildung‘ hier heißt, ist in der Sprachwissenschaft umstritten.

Die eine Fraktion meint, Wörter würden aus ihren Bestandteilen auf dieselbe Weise gebildet wie Sätze. Im allgemeinen werden Sätze im Zuge der Sprachproduktion geplant und aus ihren Bestandteilen aufgebaut, d. h. sie sind nicht als ganze gespeichert. Nach dieser Auffassung haben Wörter eine Wortsyntax – so wie Sätze eine Satzsyntax.

Die Gegenposition hält dies für unmöglich, schon weil die meisten auch der morphologisch komplexen Wörter fertig im Lexikon (gemeint ist das Lexikon im Kopf) stehen, d. h. nicht jedesmal in der Sprachproduktion neu zusammengesetzt werden.

Ihre Struktur sei keine syntaktische Struktur wie bei Sätzen. Sie zeige zwar an, wie Wörter zu analysieren sind, etwa wenn man verstehen will, wie sich die Bedeutung des ganzen Wortes aus den Bedeutungen der Teile ergibt. Im Sinne einer Bildung von Wörtern sei es aber falsch, von einem Morphemlexikon auszugehen und sich vorzustellen, daß Wörter irgendwie aus Morphemen ‚zusammengesetzt‘ würden. Auch neue Wörter

werden. Demonstriert werden soll lediglich, was es heißt, daß Wortbildung per Analogie nach dem Muster vorhandener Wörter abläuft, und zwar unter Berücksichtigung formaler wie semantischer Aspekte.

Der Analogiegedanke drängt sich noch stärker auf bei Wörtern, die nicht wie die genannten Adjektive aus ‚ordentlichen‘ morphologischen Einheiten wie Stämmen und Affixen bestehen. So gibt es bei den Fremdwörtern einen sehr verbreiteten Strukturtyp, dessen Bestandteile keiner der üblichen morphologischen Kategorien zugeordnet werden können.¹⁶⁾

<i>homo-</i>	<i>-gen</i>
<i>homophil</i>	<i>antogen</i>
<i>homolog</i>	<i>Halogen</i>
<i>homosexuell</i>	<i>Östrogen</i>
<i>homonym</i>	<i>phylogen</i>
<i>homomorph</i>	<i>psychogen</i>

Man spricht von Einheiten wie *homo* und *gen* neuerdings als von ‚Konfixen‘ (Fleischer/Barz 1992, 25; 67f.). Die meisten Konfixe sind lediglich dadurch beschränkt, daß sie entweder nur an erster oder nur an zweiter Stelle eines Wortes auftreten. Selbständig treten sie nicht auf, und Affixe sind sie auch nicht. Trotzdem werden per Analogie lange Wortreihen mit ihnen gebildet.

Mit den üblichen morphologischen Mitteln gar nicht mehr beschreibbar sind zahlreiche Wortbildungstypen, wie sie sich neben oder unter dem Standarddeutschen bei großen Sprechergruppen (Jugendsprache, Szenesprachen, Jargons aller Art), in der Sprache der Werbung, des Sports usw. herausgebildet haben und wie es sie schon immer in Sprachspielen und Kinderliedern gibt. Wörter, meist Personenbezeichnungen, die auf den Vollvokal (das Suffix?) [i] auslauten, stehen in keiner erkennbaren morphologischen Beziehung zu ihren möglichen Basiswörtern (rechte Spalte).

<i>Sponti</i>	<i>spontan</i>
<i>Sozi</i>	<i>Sozialist</i>
<i>Fundi</i>	<i>Fundamentalist</i>
<i>Nazi</i>	<i>Nationalsozialist</i>
<i>Spasti</i>	<i>spastisch</i>
<i>Compi</i>	<i>Computer</i>
<i>Blödi</i>	<i>blöd</i>
<i>Doofi</i>	<i>doof</i>
<i>Profi</i>	<i>professionell</i>
<i>Studi</i>	<i>Student</i>
<i>Mutti</i>	<i>Mutter</i>
<i>Gabi</i>	<i>Gabriele</i>

Die Wörter werden gebildet, indem von den Wörtern rechts die erste maximale Silbe abgetrennt und an diese ein [i] angehängt wird (Neef 1996, S. 278ff.).

würden nicht aus einzeln gespeicherten Teilen zusammengesetzt, sondern nach dem Muster fertiger Wörter gebildet und analysiert (z. B. Wurzel 1989; Becker 1990). Grundlage der Wortbildung ist nach dieser Auffassung das Lexikon der Wörter selbst, und nicht etwa das Lexikon der Morpheme.

Die Wörter sind im Lexikon so vernetzt, daß Analogien in ihrem Aufbau wirksam werden können. Als Faustregel gilt: Je mehr Wörter einen analogen Aufbau haben, umso stärker wirkt die Analogie bei der Bildung neuer Wörter und umso sicherer ist die Struktur bei den vorhandenen Wörtern.

Betrachten wir als Beispiel die Suffixe *ig*, *isch* und *lich*. Alle drei bilden unter anderem Adjektive auf der Basis von Substantivstämmen, z.B.

<i>bergig</i>	<i>beldisch</i>	<i>täglich</i>
<i>staubig</i>	<i>schurkisch</i>	<i>buchstäblich</i>
<i>wolkig</i>	<i>bündisch</i>	<i>arbeitsgerichtlich</i>
<i>kitschig</i>	<i>tierisch</i>	<i>zeitlich</i>
<i>eckig</i>	<i>kindisch</i>	<i>kindlich</i>
<i>fleckig</i>	<i>weibisch</i>	<i>weiblich</i>

Der Zusammenhalt zwischen den Wörtern einer jeden Reihe ist so stark, daß wir auf ihrer Basis neue Wörter bilden. Eine Gegend mit vielen Bächen würden wir *bachig* nennen können, nicht aber *bachisch* oder *bachlich*. Erinert uns das Verhalten eines Menschen an das eines Blumenklauers, so könnten wir es als *blumenklauerisch* bezeichnen, während die Verlautbarung eines Parlaments *parlamentlich* wäre. Es geht nicht darum, ob diese Wörter schön sind oder ob es wahrscheinlich ist, daß sie jemals gebraucht

Grundbaustein ist also eine phonologische Einheit, die ganz unabhängig von der morphologischen Struktur der Basiswörter ist.

Sie kann einen kleinen Teil des Basiswortes ebenso wie das ganze Wort umfassen. Sie ist aber offenbar immer groß genug, um den Bezug zum Basiswort und insbesondere zu seiner Bedeutung zu sichern.

Fazit

Was wir mit Wörtern machen, wie wir sie verwenden, verstehen und neu bilden, hängt von den Beziehungen ab, die Wörter untereinander haben, und zwar Beziehungen auf allen Ebenen: lautliche, morphologische und semantische. Wir haben in unseren Ausführungen nur einen Teil dieser Beziehungen erfaßt und die entsprechenden Ebenen getrennt behandelt. Im konkreten Sprachgebrauch vernetzen sich diese Beziehungen jedoch in jeweils spezifischer Weise. Dies wird besonders deutlich, wenn erschwerte Umstände gegeben sind, also zum Beispiel dann, wenn wir zwar Wörter präsentiert bekommen, diese Wörter jedoch zumindest in gewisser Hinsicht nicht dem Normalfall entsprechen, wie etwa in der folgenden Gedichtstrophe aus *Alice hinter den Spiegel*:¹⁷⁾

„Verdaustig wars, und glasse Wieben
Rotterten gorkicht im Gemank;
Gar elump war der Pluckerwank,
Und die gabben Schweisel frieben.“

Fragt man in einer Schulklasse danach (und das geht mit Schülern und Schülerinnen aller Altersstufen), was denn dies bitte bedeuten solle bzw. könne, so wird man zwar verschiedene Antworten erhalten, aber nicht beliebige. Daß verschiedene Antworten möglich sind, liegt an der semantischen Deutbarkeit der ‚Nonsense‘-Wörter, die es so im Deutschen nicht gibt und die folglich keine konventionalisierten Bedeutungen haben. Daß die Antworten allerdings auch nicht beliebig sind, liegt einerseits daran, daß sich gewisse lautliche Analogien zu bestehenden Wörtern aufdrängen und entsprechende semantische Assoziationen nahelegen: *verdaustig* mag an *duster* oder *düster* erinnern, *glasse* an *glasig*, *rotterten* an *ratterten* oder *verrotteten*, *elump* an *elend* oder *lumpig* etc.

Andererseits – und das zeigen auch schon die genannten Beispiele – werden die lautlichen (und dadurch mittelbar die semantischen) Assoziationen zu einem gewissen Teil mitbestimmt durch die gegebenen Wortformen und damit durch die Wortartenzuordnungen, die wir selbst bei diesen Unsinnswörtern aufgrund der (wieder)erkennbaren Fle-

xionsformen und Wortbildungsmuster sowie unter Rückgriff auf die vorhandenen Funktionswörter bzw. auf die erkennbare Satzstruktur treffen können. Es ist deshalb ‚klar‘, daß *rotterten* und *frieben* Verben sind und hier außerdem (als Prädikate zu *Wieben* bzw. zu *Schweisel*) im Präteritum stehen; auch daß das Präsens zu *frieben* wohl *freiben* heißt, dürfte als Analogieschluß (etwa zu *treiben*) naheliegen. Und wenn z. B. als mögliche Bedeutung von *Gemank* *Gebüsch* vorge-

schlagen wird, so läuft die Assoziation hier in erster Linie über eine Wortbildungsanalogie, und auch der (mögliche) Vorschlag, den *Pluckerwank* als eine spezielle Form eines *Wanks* zu verstehen, ist eine Deutung, die nur mit Rückgriff auf Wortbildungsmuster des Deutschen funktioniert. Das Beispiel zeigt: Kein Wort lebt für sich, Wörter sind eingebunden in ein Netz aus Beziehungen, und jede Veränderung eines Wortes hat Folgen für andere Wörter.

Kein Wort lebt für sich, Wörter
sind eingebunden in ein Netz
aus Beziehungen, und jede
Veränderung eines Wortes hat
Folgen für andere Wörter.

Zwischen linguistischen und psychologischen Befunden gibt es in diesem Punkt keinen Widerspruch. Die linguistische Beschreibung von Wortbildungsregularitäten muß auf alle Ebenen der Wortstruktur zurückgreifen können, und sie muß mit Bestandteilen von Wörtern ebenso operieren wie mit Ganzheiten. Die Psycholinguistik andererseits, die sich mit der Speicherung und Verarbeitung von Wörtern beschäftigt, hat gezeigt, daß im mentalen Lexikon auf das zurückgegriffen wird, was für bestimmte Aufgaben gebraucht wird. Das kann alles und sogar mehr sein als das, was man zu einer linguistischen Beschreibung des Wortschatzes braucht (Aitchison 1994; Engelkamp 1995).

Anmerkungen

¹⁾ Den Gesichtspunkt, daß „jeder Mensch ein natürliches Interesse an seinen Wörtern hat“, nimmt Brigitte Seidel zum Ausgangspunkt ihrer didaktischen Überlegungen zur Behandlung von „Wörtern im Sprachbewußtsein“ (Seidel 1989).

²⁾ Wörterbücher und ihr Gebrauch werden hier ausdrücklich nicht weiter behandelt. Sie sollen Thema eines eigenen Heftes von PD werden.

³⁾ Auch das PRAXIS DEUTSCH-Heft zur Sprachkritik (PD 132) beschäftigt sich fast ausschließlich mit Wörtern. Zur Alltagsbewertung von Fremdwörtern Stückel 1984, zur sprachlichen Identitätsbildung durch Schrift Harweg 1989.

⁴⁾ Der Kronzeuge für diese Position, Ferdinand de Saussure, demonstriert die Arbitrarität des Zeichens eben auch und am überzeugendsten damit, daß derselben Wortbedeutung in verschiedenen Sprachen eine unterschiedliche Wortform zugeordnet sei. Allerdings relativiert er sie sofort mit der Feststellung, daß morphologisch komplexe Wörter „relativ motiviert“ seien (1967, 79ff. und 156ff.). Inzwischen ist die These auf vielfältige Weise weiter erhärtet worden. Roman Jakobson begründet die Auffassung, daß die Laute einer Sprache in mehr oder weniger fixierter Reihenfolge erworben werden und deshalb etwa das Wort *Mama* fast universell in derselben Lautform [ma-ma] auftritt. Als gesichert gelten auch zahlreiche Zusammenhänge etwa zwischen Lautform und deiktischen Bedeutungen oder Lautform und grammatischem Geschlecht (z.B. Pesot 1980; Ross 1980; Zubin/Köpecke 1984). Es geht also keineswegs nur um die traditionellen Lautmalereien.

⁵⁾ Der Lehrplan enthält – wie andere auch – unserer Auffassung nach nicht etwas Falsches oder Unsinniges über das Wort, sondern er enthält zu wenig, wenn man ihm an eigenen Anspruch mißt. Ganz deutlich wird das auch, wenn man die vergleichsweise geradezu liebevollen Ausführungen zu Aufgabenschwerpunkten wie ‚Umgang mit fiktionalen Texten‘ oder auch ‚Umgang mit Medien‘ ansieht. Die sprachstrukturellen Voraussetzungen all dessen bleiben den Lehrplanmachern fremd.

⁶⁾ Zu den Zahlenangaben z. B. Braun 1979, Aitchison 1994, Kempe 1995.

⁷⁾ Neuere Beiträge zum Problem der Wortarten sind z. B. Ossner 1989; Schaefer/Knobloch 1992; Hentschel/Weydt 1995. Zu den psycholinguistischen Korrelaten Friederici u.a. 1989; Knobloch 1994; Aitchison 1994.

⁸⁾ Schon die Tatsache, daß nicht immer für beide Elemente eines antonymen Adjektivpaares entsprechende Nominalisierungen im Wortschatz zur Verfügung stehen (also eben ‚Größe‘, aber nicht ‚Kleine‘), verweist auf das asymmetrische Verhältnis in dieser Bedeutungsrelation.

⁹⁾ Nach der Untersuchung der amerikanischen Psychiater Kent und Rosanoff, 1910. Eine Kontrolluntersuchung zu Beginn der 60er Jahre (durch M. R. Rosenzweig) bestätigte die Häufigkeit der Tisch-Stuhl-Assoziation auch für den französischen und englischen Sprachraum in Europa. Vgl. Miller 1993, 182ff.

¹⁰⁾ Der im Rahmen der Prototypentheorie häufig verwendete Begriff der *Familienähnlichkeit* (Wittgenstein) wird hier explizit vermieden, da er der Vorstellung von der Orientierung an einem Prototyp letztlich gerade widerspricht, vgl. Kleiber 1993.

¹¹⁾ Das Ergebnis der bereits erwähnten Untersuchung von Kent/Rosanoff 1921 (*Tisch* als häufigstes Reaktionswort auf *Stuhl*) ließe sich im Rahmen dieses Modells als Folge eines „Priming“, d. h. der Aktivierung eines Frames, interpretieren, in dem Stuhl und Tisch kombiniert enthalten sind.

¹²⁾ Die Begriffe wurden aus der Psychologie bzw. aus der Forschung zur künstlichen Intelligenz in linguistische Theoriebildung übernommen.

¹³⁾ Es ist in diesem Zusammenhang auch nicht zufällig, daß sich die Wörter, an denen semantische Theorien expliziert werden, meist auf die Welt der konkreten Dinge beziehen.

¹⁴⁾ Vgl. etwa Jackendoff 1983.

¹⁵⁾ Einen knappen Überblick gibt Lutzeier 1985, S. 78ff., zum Diskussionsstand vgl. auch Schwarz 1994.

¹⁶⁾ Das Beispiel ist dem Basisartikel von PRAXIS DEUTSCH 67 entnommen (Eisenberg/Baurmann 1984). Es diente damals dazu, das ‚schwebende Verfahren‘ der Wortbildung als typisch für Fremdwörter zu demonstrieren. Man mißt den Verfahren dieser Art heute allgemein eine große Bedeutung zu (s. u.).

¹⁷⁾ Lewis Carroll: *Alice hinter den Spiegeln*. Übersetzt von Christian Enzensberger. Frankfurt a. M. 1983, S. 27. Alices Kommentar zu diesem Gedicht: „Es klingt recht hübsch, nur ist es leider etwas schwer verständlich. Irgendwie kommen mir dabei lauter Gedanken in den Kopf – aber ich weiß nicht genau, welche!“

Literatur

Aitchison, J. (1994): *Words in the Mind. An Introduction to the Mental Lexicon*. Oxford (2. Aufl.).
 Becker, T. (1990): *Analogie und morphologische Theorie*. München.
 Braun, P. (1979): *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*. Stuttgart.
 Eisenberg, P./Baurmann, J. (1984): *Fremdwörter – fremde Wörter*. In: PRAXIS DEUTSCH 67, S. 15–26.
 Emmorey, K. D.; V. A. Fromkin: *The mental lexicon*. In: Newmeyer, Frederick J. (ed.): *Linguistics: The Cambridge Survey. Volume III. Language: Psychological and Biological Aspects*. Cambridge (USA) etc. 1988, S. 124–150.
 Engelkamp, J. (1995): *Mentales Lexikon: Struktur und Zugriff*. In: Harras, G. (Hrsg.), S. 99–119.
 Fleischer, W./Barz, I. (1992): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
 Friederici, A. u. a. (1989): *Abruf und Repräsentation morphologisch komplexer Wörter verschiedener Wortklassen*. In: Günther, H. (Hrsg.) (1989), S. 41–70.
 Günther, H. (1989): *Experimentelle Morphologieforschung*. In: ders. (Hrsg.), S. 9–26.
 Günther, H. (Hrsg.) (1989): *Experimentelle Studien zur deutschen Flexionsmorphologie*. Hamburg.
 Harras, G. (Hrsg.) (1995): *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*. Berlin.
 Harweg, R. (1989): *Schrift und sprachliche Identität. Zur konnotativen Funktion von Schriftzeichen und Orthographien*. In: Eisenberg, P./Günther, H. (Hrsg.): *Schriftsystem und Orthographie*. Tübingen, S. 137–162.
 Hentschel, E./Weydt, H. (1995): *Die Wortarten im Deutschen*. In: Ägel, V./Brdar-Szabó, R. (Hrsg.):

Grammatik und deutsche Grammatiken. Tübingen, S. 39–60.

Höhle, B. (1995): *Aphasie und Sprachproduktion: Sprachstörungen bei Broca- und Wernicke-Aphasikern*. Opladen.

Jackendoff, Ray (1983): *Semantics and cognition*. Cambridge, Massachusetts/London.

Jakobson, R. (1969): *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*. Frankfurt/M.

Kempe, G. (1995): *Zur Makro- und Mikrostruktur im Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. In: Barz, I./Schröder, M. (Hrsg.): *Das Lernwörterbuch Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion*. Im Druck.

Kleiber, Georges (1993): *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Tübingen.

Knobloch, C. (1994): *Sprache und Sprechfähigkeit. Sprachpsychologische Konzepte*. Tübingen.

Köpecke, K.-M. (1993): *Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen*. Tübingen.

Lehrplan (1993): *Richtlinien und Lehrpläne für das Gymnasium – Sekundarstufe I – in Nordrhein – Westfalen. Deutsch*. Frechen.

Leuninger, H. (1993): *Reden ist Schweigen, Silber ist Gold. Gesammelte Versprecher*. Zürich (4. Aufl.).

Lutzeier, P. R. (1985): *Linguistische Semantik*. Stuttgart (= Sammlung Metzler).

Miller, G. A. (1993): *Wörter. Streifzüge durch die Psycholinguistik*. Heidelberg etc.

Neef, M. (1996): *Wordesign*. Tübingen.

Ossner, J. (1989): *Wortarten: Form- und Funktionsklassen. Unter besonderer Berücksichtigung ihrer Behandlung in neueren Grammatiken*. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik* 76, S. 94–117.

Pesot, J. (1980): *Ikonismus in der Phonologie*. In: *Zeitschrift für Semiotik* 2, S. 7–18.

Ross, J. R. (1980): *Ikonismus in der Phraseologie. Der Ton macht die Bedeutung*. In: *Zeitschrift für Semiotik* 2, S. 39–56.

Saussure, F. de (1967): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin (2. Aufl.).

Schaefer, B./Knobloch, C. (Hrsg.) (1992): *Wortarten. Beiträge zur Geschichte eines grammatischen Problems*. Tübingen.

Schwarz, M. (1994): *Kognitive Semantik – State of the Art und Quo vadis?* In: Dies. (Hrsg.): *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Tübingen, S. 9–25.

Seidel, B. (1989): *Wörter im Sprachbewußtsein: Sprachkunde in der Sekundarstufe I*. Hannover.

Stückel, G. (1984): *Einstellungen zu Anglizismen*. In: Besch, W. u. a. (Hrsg.): *Festschrift für Siegfried Große zum 60. Geburtstag*. Göttingen, S. 279–310.

Szajun, G. (1986): *Sprachentwicklung beim Kind*. München (3. Aufl.).

Teuber, O. (1996): *erzählt beschreib erwähn – Der Inflektiv als Wortform des Deutschen*. In: Butt, M./Führhop, N. (Hrsg.): *Variation und Stabilität in der Wortstruktur*. Hildesheim. Im Druck.

Wiedemann, N. (1992): *A corpus of German speech errors. Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und Sprachliche Kommunikation*, Universität München.

Wurzel, W. U. (1989): *Von der Inadäquatheit einer Affixmorphologie. Weshalb morphologische Kategorienmarker nicht als eigene Einheiten im Lexikon repräsentiert sein können*. In: Motsch, W. (Hrsg.): *Wortstruktur und Satzstruktur*. Berlin, S. 277–298.

Zubin, D./Köpecke, K.-M. (1984): *Affect classification in the German gender system*. *Lingua* 63, S. 41–96.

Peter Eisenberg ist Professor für Deutsche Philologie an der Universität Potsdam. Er ist Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

Angelika Linke arbeitet als Linguistin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Sie ist Mitherausgeberin dieser Zeitschrift.